

LICHT WO EINST DUNKELHEIT

ANAM
BRI

Kapitel 1

Gleich war es soweit, dachte Amano. Mit verschränkten Armen und hochgezogenen Schultern ging er auf und ab, blieb abermals stehen, konnte die Füße nie lange still halten. Sein Atem war flach. Sein Herz pochte so stark, dass sich ein stechender Schmerz in seiner Brust ausbreitete.

Mit verkrampften Händen wischte er sich den Schweiß von der Stirn und streifte ihn an seinem Wams ab. Hastig krepelte er die Ärmel seines dunkelblauen Leinenhemds nach oben, was seine mit groben Tätowierungen und Narbenmustern übersäten Unterarme entblößte. Er räusperte sich und zupfte an seinem Kragen, unter dem ebenfalls Symbole in schwarzer Farbe hervorlugten.

Immer wieder spähte er hinüber zu dem großen Haus, mit seinen üppig gerahmten Fenstern, aufwändigen Dachrahmen und mit Kalkputz verkleideten Säulen.

Abrupt blieb er stehen, als er im Augenwinkel ein Licht an dem rauhen Mauerwerk des Hauses sah. Aus einer Holztür huschten drei Personen in die sternenklare Nacht hinaus. Kleine Sandwolken stoben auf ihrem Weg von dem begrünten Anwesen hinüber zu der letzten Ansammlung von Palmen vor der Wüste von Bellisi auf.

Ein Stöhnen entglitt ihm.

Im Schatten der Eisenholzbäume suchte er Deckung, und beobachtete, wie die drei Gestalten durch den Sand in seine Richtung stapften.

„Komm schon raus, du Herumtreiber.“ Der größere der beiden Männer, Inyan, atmete schwer. Der andere kratzte sich im verschwitzten Nacken, in seiner Hand hielt er ein Seil.

Amano trat hervor, mit wohlberechnetem Abstand zu den beiden Männern.

Inyan nickte in seine Richtung.

„Hier ist sie“, sagte er.

Amano sah sie an. Das Stechen in seinem Herzen wurde zu einem Brennen, einem unerträglich heißen Feuer, das alles in ihm auffraß, sich in jeder seiner Zellen ausbreitete und jeden seiner Gedanken in Rauch auflösen ließ.

Aus der Nähe war es noch schlimmer.

Sie war leer. Ihr Inneres gestorben. Die anderen konnten es nicht sehen. Nicht so wie er. Er konnte es mit *Anam Bri* sehen. Sie war keine Gestalt mit weißem Umriss und leuchtendem Kern. Sie war eine fast schwarze Silhouette. Ihr Licht kaum noch ein Schimmern.

„Löst die Fesseln“, befahl Amano, der bisher keine Miene verzogen hatte.

Lächelnd sah Inyan ihn an und schüttelte den Kopf.

„Erst die Münzen.“

Amano antwortete nicht und entgegnete seinem Blick starr.

„Keine Sorge, wir tun ihr schon nichts. Davon hätte ich ja nichts. Ich will nur die Münzen sehen, bevor ich die Ware“, er packte sie grob am Arm und schubste sie dann wieder weg, „abliefern. Verstehst schon. Aber wenn du bereit bist, so viel für die Hausdirne zu bezahlen, die ... bei näherer Betrachtung nicht sonderlich schön und dazu noch nicht mehr die jüngste ist ... wirst du auch damit einverstanden sein, zuerst deinen Teil zu erfüllen.“

Amano hob seine Brust und trat ein paar Schritte nach vorn, ins Licht der Fackel. Seine Augen blitzten weiß auf. Nicht lange, nur lange genug damit die beiden es bemerkten.

„Eh, lass den Augen-Kram, sonst ...“

„Wenn ihr sie auch nur anrührt, werde ich euch sofort töten. Und nicht nur das, ich werde vorher eure Seelen aussaugen, auf

dass ihr niemals zum Zenit es Erwachen aufsteigen könnt, sondern in der ewigen Finsternis verrottet.“

Die beiden tauschten Blicke aus. Amano grinste boshaft. Beide hatten etwas an Farbe im Gesicht verloren. Der Aberglaube machte sie ängstlich.

Sie nickten.

„Jetzt her damit“, drängte der andere.

Amano nickte und griff zu dem kleinen Beutel an seinem Gürtel. Dann warf er ihn zu Inyan. Hastig öffnete dieser den Beutel, schaute hinein und sah zu seinem Gefährten.

Dann nickte er.

Der Kleine ließ das Seil auf den Boden fallen.

„Komm, Ejdera“, sagte Amano und streckte eine Hand nach ihr aus. „Komm zu mir, alles ist gut.“

Ejdera rührte sich nicht. Seit sie angekommen war, starrte sie in die Dunkelheit und wartete nur.

Inyan und der andere sahen sich an und grinnten.

„Ejdera, ich bin es, komm schon, komm her“, sagte Amano, diesmal bestimmter.

Sie bewegte sich nicht.

Die anderen beiden lachten. Inyan stupste den Kleinen mit dem Ellenbogen an.

„Die will wohl nicht. Hat er so viel bezahlt und so viel riskiert für die dumme Magd und jetzt will die gar nicht!“ Ihr Lachen war tief und höhnisch.

Im Versuch, nicht auf die beiden zu achten, stöhnte Amano, schloss für einen Moment die Augen und biss die Zähne aufeinander.

„Keine Sorge, alter Knabe, die wird schon noch gefügig. Man muss ihr nur klare Anweisungen geben. Schau.“ Inyan räusperte sich und wandte sich zu Ejdera. „Geh zu dem Mann rüber, Schätzchen.“

Er klatschte Ejdera auf den Hintern, als diese sich ohne den Blick von der Dunkelheit abzuwenden zu Amano schleppte.

Amano zückte einen Dolch und durchtrennte die Fesseln aus Hanfseil. Den schwarzen Dolch noch immer in der Hand, starrte er auf ihre geröteten Handgelenke.

Es schrie. Es schrie in ihm. Jede Faser in ihm wollte losstürmen und alle, die Ejdera angefasst hatten, eigenhändig töten.

„War schön, mit dir Geschäfte zu machen.“

Amano sah Inyan nicht an. Er konnte nicht. Zu groß waren seine Wut und sein Hass. Bei dem Anblick dieses widerwärtigen Lumpen würde er in alte Muster zurück fallen.

„Wirst sie bestimmt trotzdem ins Bett kriegen. Wehren wird sie sich nicht, wenn du ihr erstmal klar machst, wer ihr neuer Herr ist.“ Sein heiseres Lachen entblößte die gelben Zähne, von denen ihm mehr als nur ein paar fehlten. Der Kleine grunzte, als er sich vom Lachen erholte.

Genug, entschloss Amano. Er konnte nicht mehr länger auf die Zähne beißen und Stillschweigen bewahren. Er wollte eigentlich all das hinter sich lassen. Wollte den schwarzen Säbel und die gerillten Dolche in den Ruhestand schicken.

Aber hier ging es um Ejdera.

Der Dolch zischte durch die Luft und blieb im Kopf des Kleinen stecken. Mit einem dumpfen Geräusch sackte er zu Boden. Das Blut rann in den Sand und verklumpte mit den Körnern.

Mit großen Augen sah Inyan auf die Leiche seines Freundes. Noch ehe er sein Schwert ziehen konnte, hatte Amano ihn in drei leichten Schritten erreicht und warf ihn heftig zu Boden.

Inyan röchelte und spuckte Sand. Mit voller Wucht trat Amano auf Inyans rechte Hand und richtete seinen Säbel auf die Kehle. Der schmerzverzerrte Schrei hallte durch die dunkle Nacht. In den Fenstern des Anwesens tauchten Lichter auf.

„Du Hurensohn! Die werden dich kriegen! Die werden dich töten!“

Amano beugte sich zu dem schreienden Mann herunter, drückte seine Ferse in die zerschmetterten Handknochen, rümpfte die Nase und blickte mit weiß leuchtenden Augen auf ihn hinab.

„Nicht, wenn ich sie vorher töte.“

Er hob seinen Säbel und ließ ihn hinuntersausen.

Mit wutverzerrtem Gesicht krallte er seine Finger in Inyans Haare und schritt auf das Haus zu. Der rasch ausblutende Körper blieb zurück.

Kapitel 2

„Du fragst dich bestimmt, was ich in all den Jahren gemacht habe.“ Amano setzte sich neben Ejdera vor das kleine Zelt, das er für die Nacht aufgespannt hatte. Er war erschöpft. So gut er konnte, wischte er sich die Blutspritzer ab und betrachtete seine Wunden. Nichts Dramatisches, dachte er. Kleine Schrammen, ein paar Streifschnitte. Es wird wieder heilen. Die Wunden der anderen würden es nicht.

Die Sterne schienen klar in Abermillionen Größen und Formationen auf sie hinunter. Ein Streifen am Himmel war mit besonders vielen Sternen geschmückt, um ihn herum formten sich violett schimmernde wolkenartige Schatten. Die allumschlingende Dunkelheit der Wüste brachte die Farben und Lichter so zur Geltung, wie es kein anderer Ort vermochte.

Amano hatte nicht viel für die Wüste übrig. Doch dieser Anblick versetzte ihn jedes Mal in Ehrfurcht vor den Sternen.

Ejdera blickte schweigend geradeaus.

„Ich war kein guter Mensch, Ejdera“, führte er sein Geständnis fort, den Blick zum Himmel gerichtet. Als würden ihm auch die Sterne zuhören. Er grub seine Finger in den Sand, fühlte die kleinen Körner. „Ich habe schreckliche Dinge getan. Ich konnte entkommen. Konnte dem Leben, das mir aufgezwungen wurde, entfliehen. Aber viel zu spät.“ Es fiel ihm schwer, mit Ejdera zu sprechen. Nicht, weil es Ejdera war, sondern weil er nie viel sprach.

Aber er war seiner Schwester eine Erklärung schuldig. Also bemühte er sich.

„Du bist der Beweis.“

Amano schwieg einen Moment. Die Dämonen in seinem Kopf, die dieses Leben erschaffen hatte, würde er immer mit sich tragen, dessen war er sich sicher. „Ich bin schuld. Ich bin schuld daran, was mit dir passiert ist. Sie haben dir den Willen genommen. Ich weiß nicht, ob du das verstehst, da du kein *Anam Bri* bist. Aber ich sehe es. Ich sehe, dein inneres Leuchten ist erloschen. Dein Lebenswille ist verwelkt. Nur ein schwacher Schimmer hält dich noch am Leben. Und das ist meine Schuld.“

Die Dämonen sangen es, Tag für Tag in seinem Kopf. Sie sangen das Lied seiner unendlichen Schuld, seines Versagens, seines Unvermögens. Die Schande seines Lebens war sein Leben selbst.

„Doch ab jetzt wird es anders.“ Seine Stimme wurde heller. „Denn es gibt Hoffnung für dich. Darauf, dass du wieder ein normales Leben führen kannst, aus freiem Willen.“

Er hielt kurz inne. Für etwas länger als ein Blinzeln schloss er die Augen.

„Ich habe gesehen, dass es möglich ist. Zu Hause in Großwind. Erinnerst du dich noch an zu Hause? Ich erinnere mich. Es gab da einen Mann. Einen *Anam Bri*. Und er hatte dieses Amulett mit einem sonderbaren Stein. Ein Stein, der aussah wie der Himmel über uns. Schwarz, Violett, Dunkelblau ...“, er runzelte die Stirn, neigte den Kopf, „und hell leuchtende Punkte wie Sterne darin. Und der Stein schimmerte. Als wären darin wirklich Sterne gefangen. Der Mann half einem Jungen, dessen inneres Leuchten erloschen war. So wie bei dir. Hörst du, Ejdera? Dieser Sternenstein half dem Jungen, und er wird dir helfen. Ich habe dich vor so vielen Jahren im Stich gelassen. Das werde ich nicht noch einmal zulassen. Ich verspreche dir, hier und jetzt, ich werde einen Weg finden dir zu helfen. Ich werde diesen Stein finden. Dein Leuchten wird wieder entfacht werden. Das verspreche ich.“

Er würde einen Unterschlupf für sie beide finden. Irgendwo in einem Dorf in Gleißenstein, einem der fünf Hoheitsgebiete von Dämmerend.

Amano hatte die meiste Zeit seines Lebens in Gleißenstein verbracht und sich seine Freiheit dort hart erkämpft. Dort würde er mit Ejdera am sichersten sein, dachte er.

Er gähnte, doch konnte nicht schlafen. Er hatte seiner Schwester etwas versprochen. Nicht nur Sicherheit, sondern auch Erlösung. Versagen war keine Option. Diesmal nicht.

Kapitel 3

Er war viel zu oft in dieser seelenlosen Stadt, dachte Amano und nippte an seinem Hefegebräu. Es war schon wieder halb leer. Wie versteinert saß er auf dem harten Hocker, starrte in den Kupferbecher, als ob er darin eine Antwort auf alles finden würde.

Nicht lange würde er in dieser runtergekommenen Gegend bleiben, sagte er sich selbst. Nur etwas Geld beschaffen. Genug, um weiterzuziehen. Mehr nicht. So wie immer.

„Hast du das von Bellumgrad gehört? Die Noxavent unternahmen wieder einen Vorstoß und haben nun die Oberhand. Die Stadtteile, die sie eingenommen haben, haben sie zerstört. Aber da steht ja eh nicht mehr viel. Nach all den Jahren. Dass da keiner was unternimmt ... schrecklich.“

Rosalinde, die Wirtin, war äußerst geschwätzig. Viel zu nah kam sie immer, stützte sich auf die breiten Oberarme und kam mit ihrer fettigen Fratze so nahe, dass er ihren nach Malz riechenden Atem auf dem Gesicht spüren konnte. Sie kannte ihn inzwischen. Seit er Ejdera befreit hatte und auf der Suche nach dem Sternenstein war, kam er immer wieder nach Ursapolis. Seit fast zehn Jahren. In der Zeit hatten Alter und Verzweiflung sein Gesicht gekennzeichnet.

Zehn Jahre, wiederholte er in Gedanken.

Zehn Jahre ohne ein Zeichen des Sternensteins.

Zehn Jahre in unerfüllter Hoffnung.

„Schrecklich, oder?“ Rosalinde sah ihn erwartungsvoll an.

„Es sind eben die Freien Lande von Dämmerend, nicht die Vereinten Lande“, antwortete Amano abfällig und lehnte sich zurück, um ihrem Atem auszuweichen, jedoch ohne den Kopf zu heben.

„Freien Lande“, wiederholte Rosalinde und schnaubte aus. „Dass ich nicht lache! Wer ist denn hier schon frei, bis auf die paar Wenigen, die regieren, und die Reichen?“

Amano wusste, was jetzt folgen würde: Eine viel zu lange Ansprache darüber, wie schlecht es um Dämmerend stand.

„Ich sag dir was“, sprach die Wirtin, lehnte sich noch näher zu ihm und holte tief Luft. „Je länger die anderen Hoheitsgebiete die Situation in Bellumgrad ignorieren, desto mieser wird die Lage auch für uns. Ja, was meinst du denn passiert, sollte Bellumgrad aufhören, sich gegen die Noxavent, diese blutrünstigen Kolonisten aus dem Westen, zu verteidigen? Was, wenn Bellumgrad den Krieg um die Polis aufgibt? Denkst du, das wird denen reichen? Nein! Die werden mehr wollen! Genauso wie sie nach Wüstenstein nicht aufgehört haben. So viel weiß ich über Menschen – sie haben nie genug. Immer mehr, mehr, mehr, mehr. Mehr Geld, mehr Macht, mehr Land, mehr Besitz, mehr, mehr, mehr.“

Ihr Gerede wurde für Amano zu einem Hintergrundgeräusch. Ab und zu nickte er zustimmend, brummte bestätigend oder verzog den Mund abwertend, wenn es angebracht schien. In Gedanken aber war er bei Ejdera. Er hatte vor, nach seinem Auftrag hier in Ursapolis zu ihr zurückzukehren und nach ihr zu sehen. Nur schon der Gedanke daran, ihr wieder in die Augen zu blicken, ohne einen Weg gefunden zu haben, ihr helfen zu können, ließ seinen Magen verrücktspielen.

In Gedanken ging er die bevorstehende Begegnung mit Ejdera durch. Wieder und wieder, und versuchte, sich einmal mehr Worte zurechtzulegen, die sein Versagen erklären würden.

Rosalinde lachte abschätzig auf – weswegen genau wusste Amano nicht. „... ich gehe wirklich oft in die Stadt hinein, aber ich muss mir jedes Mal die Augen reiben, wenn ich da bin! Und dieses ständige Dröhnen der Trommeln ...“

Hunger. Das musste es sein, redete sich Amano ein. Es war nur der Hunger, der dieses unbehagliche Gefühl in seine Glieder strahlen ließ. Er räusperte sich und strich über seinen Oberschenkel, während er versuchte, Ejderas Bild aus dem Kopf zu bekommen.

„... du verstehst schon.“ Sie stupste Amano mit dem Ellenbogen an und nickte, sah ihn mit aufgerissenen Augen an. „... und dann sowas wie in Bellumgrad. Der Idiot von Statthalter denkt sich, das sei nicht sein Problem – aber ich versichere dir, das wird es bald werden! Wenn die Noxavent nicht hier einmarschieren, werden wir überrannt von denen, die vor ihnen fliehen! Aber ich kann es ja doch nicht ändern. Ich kann nur meine Arbeit verrichten – gute Laune ausschenken und mein Leben genießen, nicht wahr?“

Amano nickte und schürzte die Lippen.

„Hast du etwas für mich?“ Er unterdrückte den genervten Tonfall. Inzwischen sollte sie genug geplappert haben. Amano hoffte, er könnte endlich einen Auftrag bekommen und verschwinden.

Obwohl er Ursapolis hasste, erhielt er hier die besten Aufträge. Die Aufträge waren schnell auszuführen, relativ ungefährlich und gaben gutes Geld.

Wenn irgendjemand – in der Stadt oder im Umland der zweitgrößten Stadt in Gleißenstein – Drecksarbeit zu vergeben hatte, wandte er sich an die Einrichtung, die mit möglichst unterschiedlichen, bestenfalls auch fremden Leuten zu tun hatte: Gasthöfe. Einer wie der von Rosalinde.

Und auch wenn sie viel redete, nach abgestandenem Hopfen roch, ihr stets Schweißperlen auf der Stirn standen, die sie sich in die dünnen Haare strich, war sie eine ausgezeichnete Verhandlungspartnerin. Sobald es ums Geschäft ging, hatte jeder die gleiche Chance bei ihr. Egal wer – oder was – er war. Wäre dem nicht so, würde Amano nicht bei ihr sitzen. Nicht viele Gasthöfe nahmen Weißaugen wie ihn auf. Sie würden ihn rausschmeißen, sobald sie ihm in die Augen sahen. Dank der Interfecto vertraute niemand mehr einem Weißauge. Sie brächten Ärger mit sich, den

niemand in seinem Gasthof brauchen konnte, sagte man. Amano wusste aus Erfahrung, dass daran oft etwas Wahres war. Ein Interfecto hatte immer einen Auftrag, und der Tod folgte ihnen dicht auf den Fersen.

„Ich habe eine ganze Reihe an Aufträgen zur Auswahl für dich!“, fing sie an. „Also, da gibt es ein Dorf in der Umgebung. Sehr klein, aber nicht klein genug, um unbedeutend zu sein und kein Bares zu haben, du verstehst schon. Jedenfalls kam dieser Bürgermeister zu mir und erzählte mir von einem Etwas ... einem Ungeheuer oder so, was das Dorf aufsucht. Mehrere Leute wurden auf ihren Feldern tot aufgefunden, ohne dass jemand ...“

„Nein.“

„Nein? Aber es gibt ...“

„Nein. Es gibt keine Ungeheuer oder sonst was. Was die in dem Dorf haben, sind Mörder, und dass sie es ‚Ungeheuer‘ nennen, heißt, dass sie es sich nicht eingestehen wollen. Bei so was mische ich mich nicht ein.“

„Aber ...“

„Nein. Was hast du noch?“, fragte Amano leicht gereizt. Rosalinde wusste, welche Art von Aufträgen er wollte, und trotzdem versuchte sie immer wieder, ihm sowas aufzuschwatzen. Wenn ein ganzes Dorf lieber ein Ungeheuer erfand, als sich der Wahrheit zu stellen, dass es einen Mörder unter ihnen gab, würde das kompliziert werden, das wusste Amano aus Erfahrung. Er hatte oft genug den Fehler gemacht, solche Aufträge anzunehmen und schlussendlich ohne Belohnung dazustehen, wenn man die Geheimnisse von geehrten Mitglieder der Dorfgemeinde lüftete. Vor einigen Jahren hatte er dann entschieden, sich da nicht mehr einzumischen.

„Gut, gut. Da gibt es noch einen Diebstahl.“

„Was soll gestohlen werden?“

„Ein Kelch.“

„Was für ein Kelch?“

Rosalinde zuckte mit den Achseln.

„Mir egal. Die, die ihn wollen, behaupten, er sei ihnen vor langer Zeit gestohlen worden und wollen ihn zurück. Irgendwas Religiöses. Da sei das Abbild des Sternbildes der Schlange in goldenen Schnörkeln und Diamantensplittern abgebildet. Er ist in der Schatzkammer der Familie Arreus. Montemberg.“

„Sternbild der Schlange. Also die Boten der Ödnis?“

Rosalinde nickte. „Das sind die einzigen Verrückten, die die Schlange anbeten.“

„Deren glorreiche Zeiten sind vorbei. Die haben kaum Geld.“

„Die Belohnung“, widersprach Rosalinde „sagt da aber was anderes.“

„Ich müsste erst selbst mit ihnen sprechen.“

„Kannst du.“

Nachdenklich rieb Amano die Hand über seinen Bart.

„Ich überlege es mir. Gib mir erst etwas anderes, und ich entscheide später über den Kelch“, forderte Amano und trank einen Schluck.

„Warum Zeit verschwenden? Es könnte sich jemand anderes den Auftrag schnappen.“

„So viele, die für die Boten der Ödnis arbeiten wollen, gibt es nicht.“

„Sie schon.“

„Sie?“

Ein Grinsen breitete sich auf Rosalindes Gesicht aus.

„Sie. Ich habe noch eine Interessentin.“

Einen Moment lang hielt Amano inne und musterte Rosalinde. Mit zusammengekniffenen Augen sah er sie an.

„Ich überlege es mir noch. Gib mir erst was anderes.“

Rosalinde verdrehte die Augen.

„Nun gut. Auch ein Diebstahl, aber hier in Ursapolis. Es geht um einen Ring. Ein junger Mann, Jannis, hat seiner Herzensdame zur Verlobung einen Ring geschenkt. Dieser Ring ist ein Erbstück der Familie und äußerst wertvoll. Na ja, du kannst dir den Rest denken. Wie das nun mal so ist, hat sie sich nicht nur auf einen Mann festlegen können und hat die Nächte etwas zu sehr mit anderen

Männern genossen. Die Hochzeit findet jedenfalls nicht statt, aber dieses kleine Luder Elena weigert sich, den Ring zurückzugeben. Geschenkt ist geschenkt. Jannis will ihn zurück. Besorg den Ring und leg ihn in die Schatulle neben seinem Fenster. Darin ist dann auch die Belohnung.“

Amano nickte. Das war ein perfekter Auftrag für ihn. Ohne ein weiteres Wort zog Rosalinde einen Zettel aus ihrem Ausschnitt und reichte ihn Amano.

„Die beiden Adressen.“

Wieder nickte er nur. In einem Zug trank er sein Hefegebräu leer. Er hatte noch ein paar Stunden zu vertreiben, bis es dunkel wurde. Bis dahin wollte er noch ein paar Besorgungen machen.

Er konnte Rosalindes Blick in seinem Rücken spüren. Wahrscheinlich wunderte sie sich über das abgenutzte Lederwams und die Flecken auf seinem Hemd – Blutflecke, die das Dunkelblau nicht hatte verschlucken können. Über seinen auf den Rücken gebundenen Säbel hatte sie ihn bereits bei ihrer ersten Begegnung angesprochen. Sie glaubte, die hauchdünne Klinge würde sich schnell abnutzen. Amano hatte sie nicht korrigiert. Auch die Dolche an seinem Gürtel hatte sie beäugt, dann aber nichts dazu gefragt. Genauso wie zu seinen Tätowierungen, auf die sie noch immer ab und zu schielte. In all den Jahren, in denen er bei ihr kleine Aufträge erledigt hatte, hatte sie ihn nie darauf angesprochen. Es wäre eine persönliche Frage gewesen, und Rosalinde hatte, was das anging, eine sehr klare Grenze. Genau deswegen kam Amano immer wieder her.

Der Halbmond stand am wolkenlosen Himmel und tauchte Ursapolis in ein silbernes Licht.

Bis vor wenigen Jahren war Ursapolis das Zentrum aller Erfindungen und Entdeckungen gewesen, besonders das der Waffenindustrie. Die Entwicklung von der Luntenschlosspistole zur Steinschlosspistole war in Ursapolis gelungen. Die meisten Teile von Dämmerend kannten diese Weiterentwicklung noch gar nicht. Durch die Dörfer und Siedlungen im gebirgsreichen Umland

hatte die Stadt Zugriff auf Unmengen an metallischen Ressourcen, was sich besonders in dem Geschäftsviertel östlich der Agora zeigte. Die Werkstätten von Ursapolis waren größer und besser ausgestattet als irgendwo anders in Dämmerend. Die Gilde der Handwerker hatte die Prozesse zur Metallgewinnung und -verarbeitung optimiert und benötigte jetzt hochwertige Gefäße und Werkzeuge. Mit diesen neuartigen Techniken und Begriffen prahlte sie dann, um eventuelle Käufer zu beeindrucken. Aus riesigen Öfen stieg Rauch auf und Ständer voller Waffen glänzten im Sonnenlicht.

Die Polis hatte früher viel Geld an alle Waffenschmiede und Werkstätte, die an Schusswaffen arbeiteten, verliehen. Seit aber dieser Jüngling den verstorbenen Statthalter ersetzt hatte, flossen die Gelder in andere Bereiche. Festlichkeiten und Spiele waren das Hauptaugenmerk des jungen Statthalters. Inzwischen wusste niemand mehr, was gefeiert wurde, aber das ewige Fest ging weiter.

Tag und Nacht wurde gespielt, getrunken, getanzt und gesungen. Die Stadt schlief nie. Die Feiern fanden stets auf und um die Agora statt. Aus stählernen Feuerschalen zischten Flammen und Glut in die Höhe, an jedem Stand gab es reichlich Essen, Wein und Hefegebräu. Zwischen den Metallplatten, die in verschiedenen Größen an Ketten von den Decken hingen, ragten Schalltrichter in die Höhe, deren dumpfen Klänge einem das eigene Herz zusammenzudrücken schienen. Männer in weiten Kniehosen und kurzen Wämsern ließen ihre Hemden heraushängen, um den vollen Bäuchen Platz zu verschaffen. Schwerter und selten Pistolen baumelten an den Gürteln, jedoch mehr als Statuszeichen, als dass sie zum Einsatz kommen würden. Die Frauen in ihren bodenlangen Röcken zeigten über den eng anliegenden Miedern viel Schulter und ließen sich mal ernst, mal gespielt von den verschnörkelten Griffen der Waffen beeindrucken.

Amano hatte nichts gegen Feste. Er mied sie, verurteilte aber niemanden, der sie genoss. Die Trommeln des immerwährenden Festes beschallten die ganze Stadt, hallten von den langen Wänden

der drei bis vier Stockwerke hohen Häuserreihen. Schmucklose Pilaster, säulenartige Gebilde, die an den Holz- und Steinfassaden hochzuklettern schienen, trennten die einzelnen Häuser voneinander ab, von denen keines dem anderen glich. Die breiten Straßen führten sternförmig von der Agora. Die traufständigen Fassaden und einheitlichen Dächer mit Dreiecksgiebel und Einzelgauben, kleinen Dachfenstern, die wie Augen auf die geschäftigen Straßen lugten, dominierten das Stadtbild um die Agora. Vor manche Fenster war mit einem gewagten Holzkonstrukt ein Balkon gefertigt worden.

Je weiter Amano sich von dem Zentrum entfernte und je leiser die Trommeln wurden, desto schäbiger wurden die Häuser.

Elena wohnte nicht direkt im Zentrum von Ursapolis, doch nahe genug, dass er die Trommeln noch hören konnte.

Während er der Straße zu Elenas Haus folgte, wagte er einen Blick mit *Anam Bri*. Es war dunkel und die Leute waren viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als dass jemand etwas bemerken würde.

Er suchte die Schatten der Häuser, senkte seinen Kopf. Er wusste, das schimmernde Weiß in seinen Augen würde nun seine Iris und Pupille überdecken, und dass er es verstecken musste.

Seine Sicht änderte sich. Die Linien der schlecht beleuchteten Straße und ihren Häusern verschwammen zu einem Gemisch aus dunklen Grautönen. Die Halbschatten der Menschen, die sich in den Ecken bewegten, wurden von einem weißen Leuchten ersetzt. Das Herz leuchtete stets am stärksten. Der Rest der menschlichen Silhouette leuchtete entweder strahlend weiß oder schimmerte kümmerlich grau. Bei manchen leuchtete sogar nur noch das Herz gräulich, alles andere war von einem tiefen Schwarz erfüllt.

Niemand wusste mit Sicherheit, warum und wie stark ein Mensch leuchtete. Es gab das Gerücht, dass jeder hell leuchtete, wenn er geboren wurde. Je nachdem, was für ein Mensch aus ihm wurde, blieb das Leuchten erhalten oder erlosch über die Jahre.

Andere besagten, dass dieses Leuchten die Seele sei und von denen, die es sehen können, absorbiert wurde, wann immer sie diesen Blick auf jemanden richteten.

Amano und seinesgleichen wurden *Anam Bri* genannt. Er war ein *Anam Bri* und er benutzte seine Kraft, indem er seine Augen weiß aufleuchten ließ.

Niemand wusste, was es war und warum wenige Menschen diese Gabe besaßen. Vor vielen Jahrzehnten, im letzten Krieg, hatte Gleißenstein die Interfecto aufgebaut: Elitesoldaten, die allesamt *Anam Bri* waren und nicht nur wegen ihrer unerklärlichen Kraft, sondern auch wegen ihrer Gnadenlosigkeit gefürchtet waren. Sie entschieden damals die Schlacht für Gleißenstein. Während des Kriegs plünderten sie und malträtierten die Dörfer. Seither waren die Interfecto verhasst und gefürchtet. Dadurch wurde das Bild des seelenfressenden Weißauges verbreitet. Also wurde jeder, der den weißen Ring um die Pupille trug, verachtet, gleichgültig, ob er ein Interfecto war oder nicht.

In Ursapolis gab es nur noch wenige Menschen, die mehr als ein graues Schimmern in sich trugen. Amano stellte es bei jedem Besuch in dieser verfluchten Stadt aufs Neue fest. Auch diesmal war es nicht anders.

Nach dieser Erkenntnis ließ er das Leuchten seiner Augen erlöschen. Er hatte Elenas Haus erreicht, und wie erwartet war darin kein Licht mehr zu sehen.

Nachdem er sich versichert hatte, dass niemand in der Nähe war, knackte er das Schloss mit ein paar schnellen Handgriffen und huschte durch die Tür in das dunkle Zimmer.

Solche kleine Aufträge brachten nie viel ein, doch sie hielten Amano beschäftigt und über Wasser. Er hatte den Ring deponiert und den Lohn an sich genommen. Der Einbruch war reibungslos verlaufen. Elena hatte bereits tief und fest geschlafen, mit entblößtem Oberkörper hatte sie auf dem Bett gelegen und ruhig geatmet. Bei dem Anblick ihrer Schönheit war Amano klar geworden, warum es für Jannis unmöglich gewesen war, sie an sich zu binden. Sie war die Art von Frau, die sich jeder Mann zur Bettgemahlin wünschte.

Das Bild der jungen Frau wollte ihm nicht aus dem Kopf gehen, bis er bemerkte, dass er beobachtet wurde.

Abrupt blieb er stehen. Sein Verfolger versteckte sich in der Seitenstraße hinter ihm.

Er wartete kurz. Nichts rührte sich.

„Ich weiß, dass du da bist“, sagte er schließlich mit bestimmtem Ton. „Wenn du keine Probleme willst, lass mich in Ruhe.“

Keine Antwort.

Amano drehte den Kopf leicht nach hinten, gab dem Verfolger noch eine Chance zu verschwinden.

Nichts rührte sich.

Mit zusammengekniffenen Augen drehte er sich wieder nach vorn und ging weiter. Er hörte die Schritte hinter sich, sie kamen näher.

Schlagartig drehte Amano sich um, den Dolch bereits gezückt und zum Wurf ausgeholt. Gleich würde er die weiße Silhouette, die ihn verfolgte, sehen. Die Stärke des Leuchtens gab ihm stets eine erste Einschätzung über einen Menschen.

Der unerwartete Anblick ließ ihn eine Sekunde lang erstarren und beinahe das Gleichgewicht verlieren.

„Bitte, nicht!“, erklang die Frauenstimme der goldenen Silhouette, die ein paar Schritte vor ihm stand.

In dem Moment wankten ein paar Männer und Frauen um die Ecke, die allesamt nur noch ein kümmerliches, weißes Schimmern in ihrem Innern trugen. Bevor Amano reagieren konnte, zeigten zwei Frauen auf ihn und schrien:

„Er hat einen Teil unserer Seelen, tötet ihn! Tötet ihn, ich will meine Seele zurück!“

Nach kurzem Zögern griffen die männlichen Begleiter etwas unbeholfen nach ihren Schwertern und rannten auf Amano los. Sofort bereute Amano den Blick als *Anam Bri*. Er machte kehrt und rannte mit großen Schritten vor den Angreifern davon. Eine Kugel knallte neben Amano in den Boden. Amano fluchte grässlich.

Es wäre für ihn ein Leichtes gewesen, die drei angetrunkenen, halbstarren Männer zu töten. Ihr einziges Verbrechen war aber, zu

sehr danach zu lechzten, Frauen zu beeindrucken. So etwas sollte kein Todesurteil sein.

Er bog ein, zwei Mal ab. Einer der Verfolger, der mit der Pistole, war bereits zurückgefallen, die anderen zwei waren noch hinter ihm.

„He! Bleib stehen!“, rief der eine.

„Du da! Wir wissen, was du getan hast! Los, kämpfe wie ein Mann!“, rief der andere. Seine Stimme klang jünger als die des ersten und er schien weniger außer Atem.

Amano hielt den Kopf bedeckt und steuerte weiter auf die Menschenmasse zu, die sich im Zentrum von Ursapolis vor ihm auftrat.

Aus der kleinen Seitenstraße eilte Amano mitten ins Gedränge, stellte den Kragen seines langen Mantels auf und mischte sich unter die Leute.

Er kam nur mühsam voran zwischen all den Menschen, die so dicht beieinander standen und sich unkontrolliert zur ohrenbetäubend lauten Musik bewegten.

Die Verfolger waren hartnäckiger als Amano gedachte hatte. Der Jüngere ramnte die unachtsamen Leute weg.

Im richtigen Moment drehte sich Amano elegant und schwungvoll, wie in einem ausdrucksvollen Tanz, und verpasst seinem Verfolger dabei einen Hieb auf die Schläfe. Der Verfolger ging taumelnd zu Boden. Keiner beachtete ihn. Die Feiernden waren mit sich selbst und ihrem eigenen Vergnügen beschäftigt.

Schnell wandte sich Amano ab und ging weiter, zurück zu den Seitenstraßen. Er hatte sie schon fast erreicht, als der ältere Verfolger sein Schwert zog und schreiend auf Amano zurannte.

Ein paar schnelle Griffe, ein paar flinke Schritte, ein Dolch zwischen den Rippen hindurch in die Lunge und der Mann ging zu Boden. Er hatte ihm keine andere Wahl gelassen.

Ohne umzudrehen verschwand Amano in den Gassen. Vielleicht würde jemand den Mann früh genug bemerken, um ihm zu helfen. Und wenn nicht, würde irgendwann der leblose Körper gefunden werden.

Amano wollte in sein Zimmer, um seine wenigen Habseligkeiten zu holen und dann schnell weiter. Diese Stadt brachte ihn um den Verstand.

„He! Komm mal kurz her!“, rief Rosalinde ihm zu, als sie ihn sah. Zögerlich drehte er um und schleppte sich zur Theke.

„Was zu trinken?“, fragte sie.

Er schüttelte den Kopf.

„Willst du noch einen Auftrag? Der letzte hat dir bestimmt nicht viel eingebracht.“

Er schüttelte nochmal den Kopf. „Genug, um von hier zu verschwinden“, antwortete er nur.

„Wo soll's denn hingehen?“

Schweigen. Er sah sie ruhig an, ihr von Fett glänzendes Gesicht und ihre kleinen Augen.

„Schon gut, ich frag ja nur. Hast du dir das mit dem Kelch überlegt?“

„Die Boten der Ödnis?“ Er strich sich die dunklen Haare nach hinten und kratzte sich den stoppeligen Bart.

„Ja.“

„Ich habe überlegt.“

„Und?“, fragte Rosalinde mit hochgezogenen Augenbrauen.

„Nein.“ Erst jetzt bemerkte er ein paar Blutspritzer auf seinem langen, schwarzen Mantel. Sie waren zu klein, um jemandem aufzufallen, entschied er.

Sie seufzte.

„Na gut.“ Sie drehte sich nach rechts und sprach lauter. „Dann gehört der Auftrag dir, Schätzchen.“

Amano hatte die Gestalt am anderen Ende des Tresens bisher nicht beachtet. Erst als sie sich vorlehnte und aufsaß, erkannte er sie.

Es war die junge Frau von letzter Nacht, die goldene Silhouette, die *Anam Bri*. Unter dem Mantel trug sie, wie viele Frauen in Ursapolis, freizügige Kleidung. Die Polis war diesbezüglich, im Gegensatz zum Rest von Dämmerend, sehr tolerant. Die Frauen

kleideten sich so, weil sie es wollten, weil sie stolz waren und nur wenige, weil es ihr Geschäft verlangte.

Nervös schaute sie zu ihm rüber.

Unsicher stand sie auf und ging auf ihn zu. Ihr Blick wechselte zwischen Amano und dem Boden hin und her. Sie spielte mit ihren Haaren, zupfte daran herum.

Amano beobachtete sie und fragte sich, ob die Kleidung oder das Verhalten trügerisch war. Es passte nicht zusammen.

Etwas ungeschickt setzte sie sich auf den Hocker neben Amano. Als sie es endlich wagte, ihm in die Augen zu sehen, schauderte sie.

„Tut mir leid, wegen ...“, sagte sie und nickte ein Mal.

Amano sah zu Rosalinde.

„Sie wird es nicht schaffen“, sagte er zu der Wirtin.

„Ich ...“, fing die junge Frau an, doch die Worte blieben ihr im Hals stecken.

„Ihr könntet es zusammen machen“, schlug Rosalinde vor.

„Und die Belohnung teilen? Ganz bestimmt nicht“, wies Amano ab.

„Du kannst die Belohnung haben. Alles. Es gehört dir. Ich will nur ... mitkommen“, stammelte die junge Frau.

Amano sah sie misstrauisch an.

„Wie heißt du?“

„Kiran Nort.“

„Kiran“, wiederholte Amano ruhig. „Wie sieht denn dein Plan aus, hm? Gehst du einfach nach Montenberg, holst dir wie auch immer den Kelch, bringst ihn zu den Boten der Ödnis und kassierst?“

Verwirrt sah Kiran zu Rosalinde.

Amano schnaubte und schüttelte den Kopf. „Die werden dich ausnehmen. Sie werden behaupten, dass es der falsche Kelch sei, dass du sie betrügen wolltest und dann werden sie dir als Strafe all dein Hab und Gut abnehmen.“

Amano sah in die großen blauen Augen, aus denen Kiran zu ihm hochschaute. Der weiße Ring um die Pupille erschien ihm wie ein Sandstrand, auf den klares Meerwasser brandete.

Sie zupfte an ihren langen, blonden Haaren herum und schürzte die Lippen. Ihre Wangen röteten sich.

„Lass die Finger davon, Mädchen“, riet Amano.

„Wisst ihr denn, wie die Arreus an den Kelch gekommen sind?“ Es quietschte, als Rosalinde das Glas in ihrer Hand abtrocknete.

„Ist das für den Auftrag wichtig?“, wollte Amano wissen und blickte auf ihre Wurstfinger.

„Nein. Aber interessant!“ Die Wirtin stellte das Glas ab und stützte sie auf den Tresen. Das Holz knarrte unter dem Gewicht. „Denn wisst ihr, die Familie Arreus ist reich, stinkreich, die reichste Familie in Montemberg.“

Amano unterdrückte ein Schnauben. Genau deswegen hatte er versucht, sich nach oben zu schleichen. Wegen dieses nicht endenden Gequatsches. „Jedenfalls gab es eine Legende, nach der vor vielen Jahren ein Schiff mit Reichtümern aus dem Westen, aus Großwind, auf dem Weg nach Sagrachan in einen Sturm geriet. Ein reicher Abenteurer und Seefahrer, angeblich ein Vorfahre der Familie Arreus, hatte jahrelang Schätze gesammelt und wollte sie nun nach Hause bringen. Aber wegen der schweren Ladung hielt das Schiff dem Sturm nicht stand. Es war zu langsam und lag zu tief. Es kenterte weit vor der Küste und sank. Und mit ihm die ganze Besatzung und Ladung.“ In der Hoffnung, die Geschichte hier unterbrechen zu können, richtete sich Amano auf und holte Luft, doch bevor er etwas sagen konnte, fuhr Rosalinde fort: „Jedenfalls“ – Amano zuckte schon bei diesem Wort zusammen, das die nächsten fünf Minuten Gerede ankündigte – „hat dann, also vor kurzem, die Familie Arreus Leute gesucht, die da runter tauchen und den Schatz bergen sollen. Die haben da oben ja auch so ganz schlaue Köpfe. Einer davon entwickelte ein Ding ... so ... ‘ne große Glocke und ‘nen Anzug aus Leder und so ‘nen gruseligen Helm. Damit wagten es dann ein paar erfahrene Schwimmer weit nach unten und sie fanden den Schatz!“ Grinsend sah Rosalinde die beiden an, erzählte aber gleich weiter. „Leider mussten sie feststellen, dass ein Großteil des damaligen Schatzes aus Gewürzen, zerbrechlichem Glas, Getränken und seltenen Tieren

bestanden hatte. Das war halt alles hin. Aber ein paar noch Reichtümer fanden sie. Darunter den Kelch. Mehrere Teller und Schalen und Schmuckstücke. Der Wert, der diesen Gegenständen angerechnet wird ist ...“ sie gestikuliert wild mit kreisenden Bewegungen in der Luft. Amano verstand, was sie sagen wollte. „Na ja, jedenfalls, was ich interessant fand ...“ Amano verdrehte die Augen. Er wollte, dass sie aufhörte zu reden. „... ist, dass sie ein Amulett nicht bewerten konnten. Sie wussten einfach nicht, was es ist.“

„Was war es?“, fragte Kiran. Amano konnte nicht einschätzen, ob ihr Interesse echt oder gespielt war.

„Sagte ich doch, sie wissen nicht. Aber weil es so schön war, behielt es die Familie Arreus. Es heißt, es soll ein Stein sein, der das Sternenmeer in all seiner Pracht zeigt. Man sähe darin sogar die violetten und dunkelblauen Wolken der Sternenstraße. Unglaublich.“

Wie versteinert stand Amano da.

Er atmete nicht.

Er blinzelte nicht.

Erst als er nach Luft schnappen musste und seine Augen tränten, merkte er, wie sein Puls raste.

„Ich muss los.“ Ohne die überraschten Blicke der beiden Frauen zu beachten, lief er schnurstracks zur Treppe.

In einer Hast warf er all seine Sachen auf einen Haufen. Sein Atem war zu einem Hecheln geworden. Seine Lippen bebten. Er sah, wie seine Hände fieberhaft alles in die Tasche stopften, aber er hatte das Gefühl, als wäre er nicht derjenige, der sie kontrollierte.

Er schrak zusammen, als die Tür hinter ihm quietschte. Seine Hand schnellte an seinen Gürtel zu den Dolchen.

Er blinzelte Kiran boshaft an.

„Was soll das?“

„Die Tür stand offen“, erklärte sie sich. Sie spielte mit ihren Daumen und wollte einen Schritt in das Zimmer machen, doch Amano sprang auf. Sie wich zurück.

„Was willst du?“ Seine Nase rümpfte sich.

„Wie gesagt ... mitkommen“, stammelte Kiran.

„Ich nehme den Auftrag nicht an. Mach's alleine. Und jetzt verschwinde.“

Sie blieb stehen. „Ich kann dir helfen, dieses Amulett der Sternenstraße zu holen.“

Amano grinste hämisch und wandte sich ab, packte weiter seine Sachen.

„Ich weiß nicht, was du meinst.“

„Das Amulett, von dem Rosalinde erzählt hat. Ich hab gesehen, wie du bei seiner Beschreibung bleich geworden bist. Und dann bist du weggerannt. Du willst es.“

„Was weißt du über dieses Amulett?“ Er drehte sich wieder zu ihr. Mit verschränkten Armen lehnte er sich an die kalte Wand.

„Wenn ich es dir sage, nimmst du mich dann mit?“

„Was weißt du?“, fragte Amano.

Kiran atmete aus. Die Hände zu Fäusten geballt trat sie in das Zimmer. Immer wieder schielte sie zu Amano. Dann schloss sie die Tür hinter sich und spielte wieder mit ihren Daumen.

„*Anam thoir*“, sagte sie.

Amano richtete sich auf.

„Das soll auf der Fassung des Amuletts stehen, habe ich gehört.“

Er hielt inne. Er kannte diese Worte. Das Amulett, das er vor Jahren gesehen hatte, hielt die gleiche Inschrift auf dem Sternenstein. Das war ewig her. Und doch wusste er noch genau, wie es aussah, konnte sich noch genau an die verschnörkelte Schrift erinnern, die in eine silberne Fassung eingraviert gewesen war. Das Metall, geformt zu einem Oval, das den schimmernden, violetten und blauen Stein umrahmte, war angelaufen, doch die Schrift war noch lesbar gewesen.

Er hatte angefangen zu glauben, dass es gar nicht existierte. Seine Hoffnungen hatten sich so sehr an die Kraft, die es in seiner Erinnerung hatte, geklammert.

„Was heißt das?“

Kiran holte Luft, schwieg dann aber. Beschämt sah sie zu Boden, zupfte nun wieder an ihren blonden Haaren.

„Ich weiß es nicht. Das ist alles, was ich wusste.“

Mit einem abwertenden Zischen machte Amano ein paar Schritte von ihr weg.

„Das ist nicht viel.“

„Ich weiß, aber ...“ Sie trat auf ihn zu, hielt dann aber wieder an und sah ihn flehend an. Die großen Augen schimmerten. „Ich bitte dich. Ich will nicht mehr allein sein als ... du weißt schon ... Weißauge. Ich bin es leid. Du hast dir doch bestimmt auch jemanden gewünscht, der dir hilft, damit umzugehen, so zu sein. Der dir hilft, es zu verstehen.“

Nein, das hatte Amano sich nie gewünscht. Denn er war als *Anam Bri*, als Weißauge, nie alleine gewesen. Eben weil er ein *Anam Bri* war. Und er hatte sich fast jeden Tag die Einsamkeit gewünscht.

Er musterte sie eine Weile.

Sie war klein. Zierlich. Ihr geflochtenes Haar fiel auf, genauso wie ihre großen Augen. Sie trug aufreizende Kleidung, ein schwarzes Lederkorsett und einen kurzen Rock, nichts, was auch nur annähernd Schutz bot. Alles an ihr schrie nach Aufmerksamkeit.

Amano hasste Aufmerksamkeit.